

Erster Schritt zur Vorverurteilung

Philosophieprofessor Meggle plädiert für wertneutralere Sprache beim Umgang mit Attentaten

Für Georg Meggle, emeritierter Philosophie-Professor der Leipziger Uni, ist die schnelle Verwendung des Begriffes Terrorist in den Medien ein Problem – die Bezeichnung sei oft der erste Schritt zu einer Vorverurteilung. Meggle beschäftigt sich seit dem 11. September 2001 mit dem Begriff Terrorismus und vollführt ein Gedankenexperiment. Seine Hauptthese: Der Begriff Terrorist unterliege in der westlichen Welt automatisch einer inhaltlichen Beschränkung. „Ich merke das in meinem eigenen Denken. Terroristen sind immer die anderen“, sagt Meggle.

Als Philosoph versucht er sich zunächst an einer Begriffsdefinition: „Terrorismus ist ein Akt der Gewalt.“ So

weit können wohl die meisten zustimmen. Aber dann fragt sich Meggle: „Sind nicht auch Angriffe von staatlicher Seite ein Akt der Gewalt?“ Wenn dem so sei, wie ließen sich dann gewalttätige Vergeltungsschläge von staatlicher Seite rechtfertigen? Seien nicht auch die Bombenangriffe auf Dresden im Zweiten Weltkrieg nach dieser Definition ein terroristischer Akt gewesen?

Und wenn der russische Ministerpräsident Wladimir Putin ankündigt, sich an den Moskauer Flughafen-Attentat rächen zu wollen, sei diese Rache dann nicht ebenso ein gewalttätiger und damit terroristischer Akt? Doch was ist Meggles Schlussfolgerung? Ist

jeder, der Gewalt ausübt, automatisch ein Terrorist? Ihm geht es um etwas anderes. Er will den Staaten die vorschnelle Legitimierung eines Gegenangriffes nehmen. Das gelinge aber nur, wenn der Begriff Terrorismus differenzierter verwendet werde. „Ich kann auch nicht erwarten, dass ich Diskriminierung abschaffe, wenn ich weiterhin das Wort Nigger verwende“, argumentiert Meggle. Ein gutes Beispiel gäbe der Völkerrechtler Richard Goldstone und die Politikwissenschaftlerin Helga Baumgarten ab. Sie sprächen anstatt von Terrorismus zunächst von Gewalttaten oder Verbrechen. „Natürlich wird es weiterhin Terrorismus geben, auch wenn man die Bezeichnung einfach

nicht mehr gebraucht“, meint der 66-Jährige.

Medien und Öffentlichkeit müssten sensibler mit dem Begriff Terrorismus umgehen. Eine eindeutige Lösung hat aber auch Meggle nicht parat. Bei seinen Vorträgen voriges Jahr in Riad und Kairo lernte er, dass das arabische Wort Irah von seiner vormals religiösen Bedeutung „sich auf den Weg zu Gott machen“ mittlerweile zur Floskel für Terror geworden ist. Nicht zuletzt durch den Einfluss westlicher Medien. Demnächst will Meggle ein Semester an der Kairoer Al-Azhar-Universität unterrichten. Vielleicht bringt der Aufenthalt dann neue Denkanstöße zu dem Problem.

Maria Wiesner

ACH JA, LEIPZIG ...

„Zwei oder drei Scheine pro Semester“

Damals an der Hochschule: In lockerer Folge stellen wir in dieser Rubrik Persönlichkeiten vor, deren Karriere in Leipzig begann. Heute: Biathlon-Trainer Frank Ullrich.



Frank Ullrich

Der 1958 im thüringischen Truseal geborene Frank Ullrich ist einer der erfolgreichsten Biathleten Deutschlands. Als Aktiver sammelte er neun Weltmeisterschaftstitel, 1980 wurde er Olympiasieger. Nach seinem Studium an der Deutschen Hochschule für Körperkultur (DHfK) von 1979 bis 1988 in Leipzig führte er die DDR-Nationalmannschaft und später das (gesamt)deutsche Biathlon-Team der Herren zu zahlreichen Erfolgen. Seit Frühjahr vergangenen Jahres arbeitet er als Funktionär der Internationalen Biathlon Union sowie als Cheftrainer für den Nachwuchs im Deutschen Skiverband.

INTERVIEW

Frage: Leipzig hat seine Bekanntheit nun wirklich nicht als Wintersport-Hochburg erlangt. Ist die Stadt für Sie dennoch eine wichtige Karrierestation?

Frank Ullrich: Definitiv! Ich erinnere mich unglücklich gerne an Leipzig – auch wenn meine Studienzeit in der Stadt begrenzt war: Unsere ersten Anlaufstellen waren die Stützpunkte in Erfurt und Oberhof. Doch während meiner Diplomarbeit war ich häufiger in Leipzig. Obwohl ich mich dort oft in den Bibliotheken herumtrieb, war das damals eine sehr schöne Zeit.

Wann haben Sie sich dazu entschlossen, an der DHfK zu studieren?

Schon sehr früh. Es war für Leistungssportler wie mich einfach naheliegend, sich auch nach dem Karriereende weiter einzubringen. Zudem war es uns möglich, sich bereits während der Zeit als Sportler weiterzubilden.

Das heißt, Sie haben zwischen Schießstand und Loipe Studienbücher gepackt?

Natürlich war ich im Winter sehr viel unterwegs, so dass ich zu Beginn meines Studiums pro Semester nur zwei oder drei Scheine geschafft habe. Andere Kommilitonen waren da sicher schneller. Erst in den letzten Jahren meiner Karriere, ab 1982, wurden es dann deutlich mehr.

Durften Sie sich das Studium frei einteilen?

Ja, wir hatten viele Freiräume. Das fand ich wirklich klasse. Wenn absehbar war, dass ich in einem Semester auf Grund von Wettkämpfen in bestimmten Fächern nicht teilnehmen kann, durfte ich sie später nachholen. Doch hatte ich mich einmal für einen Kurs angemeldet, musste ich ihn auch ohne Wenn und Aber durchziehen.

Welches Fach, mal abgesehen vom Biathlon, hat Ihnen am meisten Spaß bereitet?

Schwer zu sagen. Es war vieles schön und heftig zugleich: Beispielsweise das Turnen, wenn du da gehangen hast wie ein nasser Sack. Bei über 40 verschiedenen Fächern und Sportarten hast du dich jeden Tag mit einem anderen Bereich beschäftigt. Es war sehr anstrengend, aber nie langweilig.

Das wirkt sehr fortschrittlich. Auch heutzutage geht der Trend in der Trainingslehre wieder dahin, sich in anderen Sportarten umzusehen ...

Das stimmt. Allerdings war das in der DDR zunächst noch sehr verpönt. Es hieß immer, du würdest nur mit der Entwicklung in deiner spezifischen Sportart vorankommen. Dass man diese Haltung vielleicht überdenken sollte, versuchte ich dann in meiner Diplomarbeit zur allgemeinen Trainingslehre zu zeigen.

Dieser neue Standpunkt machte Ihre Verteidigung sicher nicht gerade leichter?

Nein, aber ich bin dennoch durchgekommen! Obwohl einige Prüfer einer anderen Auffassung waren als ich, gaben sie mir eine Eins. Schließlich bestätigte der Erfolg der Biathleten bei den Olympischen Spielen 1988 in Calgary, die ich bereits mit meinen Trainingsmethoden vorbereitet hatte, die Thesen meiner Arbeit. Was hätten sie da sagen sollen?

Interview: Matthias Mischo

Campus-News bei LVZ-Online

Auf <http://campus.lvz-online.de> berichten Campus-Redakteure über ein neues Wörterbuch aus Leipzig, das spezielle Wortverbindungen im Deutschen auflistet. Redakteur Jan Meschkan, nimmt das Erscheinen des Werkes zum Anlass, in einer Glosse über das Verfassen von Wörterbüchern zu philosophieren. Autor Oliver Matthes hat mit Uni-Professor Bernd Schorb über soziale Netzwerke gesprochen und den Medienwissenschaftler gefragt, warum er Kindern die Nutzung von SchülerVZ und Co. ausdrücklich empfiehlt.



Wissenswertes, Kontroverses, Tipps und Termine rund ums Leipziger Hochschulleben immer am Freitag

KOMMENTAR

Von Marcel Ruge

Belebend für Lehre und Forschung



Als die Juniorprofessur 2002 bundesweit eingeführt wurde, befand sich die Uni Leipzig in einer Schockstarre. Der Landtag hatte Kürzungen beschlossen. Rund 70 Stellen sollte die Alma mater bis 2004

einsparen. Niemand dachte daran, neue Professuren zu schaffen. Verwalteten statt Gestalten war angesagt. Ein Fehler, denn die Uni hätte die Möglichkeiten der Juniorprofessur nutzen können, um ihr Profil zu schärfen und ihren Rückstand beim Einwerben von Drittmitteln wettzumachen. Denn Juniorprofessoren besorgen nachweislich überdurchschnittlich viele Forschungsgelder.

Mit einer clevereren Personalpolitik ließe sich auch heute viel erreichen. An den richtigen Stellen eingesetzt, wirken Juniorprofessoren belebend auf Lehre und Forschung. Nur wenn sich die Uni durch Spezialisierung von der Konkurrenz abhebt, hat sie eine Chance in der oberen Wissenschaftsliga mitzuspielden. Dass Juniorprofessuren ein Pfund sind, mit dem gewuchert werden kann, beweisen die Unis in Bremen oder Berlin. Sie haben sich für deren konsequente Förderung entschieden, obwohl auch dort die finanzielle Ausstattung eher mager ist. Das Leipziger Argument der knappen Kassen ist daher nicht nachvollziehbar. Der Uni-Leitung ist offenbar nicht bewusst, welche Chancen sie seit Jahren verspielt. Erst vor kurzem scheiterten mehrere Berufungsverfahren für Juniorprofessoren, weil die Kandidaten andernorts bessere Angebote erhielten. Bleiben aber qualifizierte Forscher aus, verliert die Uni auch an Anziehungskraft für potenzielle Studenten. Und weniger Studierende bedeuten weniger finanzielle Zuschüsse von Bund und Land.

Alt-Rektor kümmert sich um Doktoranden

Der Abschied vom Rektorenamt fällt Franz Häuser nicht leicht. „Ich muss mir jeden Tag aufs Neue sagen, dass ich nicht mehr Rektor der Leipziger Universität bin“, erklärte er. Beschäftigungslos ist er dennoch nicht. Bis September wird Häuser noch als Professor an der juristischen Fakultät tätig sein. „Ich muss mich noch um meine Doktoranden kümmern, die unter dem Rektorat sehr gelitten haben“, sagte er. Zudem arbeitet Häuser momentan an Texten für verschiedene Fachpublikationen. Neben mehreren kurzen Buchbeiträgen hat er die Einleitung zum Textbuch Bankrecht geschrieben, das demnächst in neuer Auflage beim Münchener DTV-Verlag erscheint. Aber auch danach will sich der ehemalige Rektor weiter wissenschaftlich mit seinem Fach beschäftigen. Er habe schon Ideen für den einen oder anderen Aufsatz im Kopf.

Marcel Ruge

CAMPUS KOMPAKT

Islam – Mythos und Wirklichkeit ist der Titel eines Kolloquiums am heutigen Freitag von 17 bis 19 Uhr im Gebäude der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig in der Karl-Tauchnitz-Straße 1.

Die erste öffentliche Führung durch die Tischendorf-Ausstellung an der Leipziger Uni-Bibliothek in der Beethovenstraße findet am 27. Februar statt. Beginn ist um 15 Uhr.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Studiengangs Journalismik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion Print/Crossmedia unter Leitung von Dipl.-Journ. Tobias D. Höhn betreut. Campus ist erreichbar unter campus@uni-leipzig.de. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Clemens Haug, Oliver Matthes, Nadja Zaher und Claudia Geppert.

Sparkasse Leipzig

Karrierestopp für Juniorprofessoren

Sparwelle und starrer Stellenplan behindern an der Uni innovatives Personalmodell

An der Universität Leipzig sind Juniorprofessoren eine Seltenheit, es gibt gerade einmal 13 von ihnen. Geht es nach dem Rektorat, werden es auch in Zukunft nicht mehr werden. An anderen Unis wird da beherzter zur Sache gegangen.

Von MARCEL RUGE

Alexander Weiß ist Juniorprofessor für Alte Geschichte am Historischen Seminar der Universität Leipzig. Er forscht eigenständig, betreut Dissertationen und hält Seminare für Studenten. Der 42-Jährige erledigt kaum andere Aufgaben als ein ordentlicher Professor. Rechtlich und finanziell ist er jedoch schlechter ausgestattet. Weiß erhält gemäß der sogenannten Besoldungsordnung W ein Grundgehalt von gut 3700 Euro (W1). Inhaber einer regulären Professur bekommen gut 5100 Euro (W3). In der Regel werden sie von wissenschaftlichen Mitarbeitern in Forschung und Lehre unterstützt. Von solchen Bedingungen kann Weiß nur träumen.

Eingeführt wurde die Juniorprofessur im Jahr 2002. Die Schirmherrin des ambitionierten deutschlandweiten Projektes war die damalige Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn (SPD). Ziel war es, einen Weg zu öffnen, bei dem Nachwuchsforscher auch ohne Habilitationsschrift eine Professur erhalten können. Der akademische Nachwuchs sollte sich über einen Zeitraum von sechs Jahren als Juniorprofessor bewähren. Junge Wissenschaftler, so der Gedanke, würden auf diese Weise viel früher selbstständig forschen und lehren. Zudem hätten gute Juniorprofessoren die Chance, direkt im Anschluss auf eine feste Professorenstelle zu wechseln. Ein Verfahren, das aus dem angelsächsischen Raum stammt und Tenure Track genannt wird.

Zu Beginn wurden Juniorprofessoren an vielen Hochschulen mit offenen Armen empfangen, auch an der Universität Leipzig. Im Studienjahr 2004/2005 hatte sich der Senat mit 28 Berufungsanträgen für Juniorprofessoren beschäftigt. Grund war auch die Bezuschussung durch Bund und Länder, denn 2002 wurde jede Stelle einmalig mit 76.000 Euro und in den beiden Folgejahren mit je 60.000 Euro gefördert. Als die Unterstützung auslief, sank auch das Interesse am neuen Personal. Heute stagniert die Zahl der Juniorprofessoren nach Schätzungen der Deutschen Gesellschaft Juniorprofessoren deutschlandweit zwischen 600 und 800. In Sachsen ist die Uni Leipzig mit ihren 13 Juniorprofessuren Spitzenreiter, die Uni in Dresden hat nur sechs.

Historiker Weiß setzte sich bis zur Umsetzung der Juniorprofessur in Landesrecht Ende 2008 aktiv für den neuen Karriereweg ein. Er war Sprecher der Juniorprofessoren im Freistaat. Heute betrachtet er sein damaliges Engagement kritisch. „Die Juniorprofessur ist

kein wirklich durchschlagendes Erfolgsmodell gewesen“, bilanziert er. Gerade in den Geisteswissenschaften habe man ohne eine Habilitationsschrift auch heute noch keine Chance auf eine ordentliche Professur. „Das liegt schlicht an der wissenschaftlichen Kultur in diesen Fächern.“ Die Aussicht auf eine garantierte Professorenstelle, den Tenure-Track, scheitere in Leipzig wiederum am starren Stellenplan der Universität. „Personalrechtlich kann man eine Juniorprofessorenstelle nicht so leicht in eine höher dotierte Stelle umwandeln.“

Die Humboldt-Universität in Berlin (HU) wagte es hingegen, das Tenure-Track-Modell umzusetzen. Dort hat jeder Juniorprofessor die Chance auf eine ordentliche Professur. Dafür wurde der Personalplan grundlegend umgestellt und deutlich flexibilisiert. „Die HU hat damals alles komplett neu strukturiert. Das funktioniert aber nur, weil Posten im Stellenplan verschoben werden können“, sagt Alexander Weiß und meint das durchaus anerkennend. In Berlin, aber auch an der Universität Bremen, wurden die Möglichkeiten des neuen Modells genutzt. Warum nicht auch in Leipzig?

„Als die Juniorprofessur 2002 eingeführt wurde, ging in Leipzig die erste große Sparwelle los“, sagt Professor Robert Holländer. Der Uni-Prorektor für strukturelle Entwicklung ist auch für die Juniorprofessoren zuständig. Bei jeder frei werdenden Professur sei damals zunächst die Frage gestellt worden, ob sie überhaupt neu besetzt werden müsse. Deshalb sei es nicht möglich gewesen, im großen Stil Nachwuchsakademiker mit einer Option auf eine Festanstellung zu beschäftigen. „Das führt zu einer Fixierung in der Personalplanung, wenn man einen Juniorprofessor einstellt und dann schon wissen muss, ob man in sechs Jahren dort eine volle Professorenstelle in dem entsprechenden Bereich haben möchte.“ Was in Leipzig noch immer undenkbar ist, wird in Berlin längst betrieben. Stattdelle 64 Juniorprofessoren sind an der Humboldt-Universität tätig. Dabei zählt die HU nur etwa 4000 Studenten mehr als die Uni Leipzig mit ihren gut 26.000 Immatrikulierten.

Dass sich die Förderung von Nachwuchsakademikern für die Universität durchaus lohnen würde, zeigt eine Erhebung der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Danach sind Juniorprofessoren bei der Einwerbung von Forschungsgeldern, so genannten Drittmitteln, überaus erfolgreich. Auch sind die Juniorprofessoren trotz der geringeren finanziellen Ausstattung nicht unglücklich auf ihrem Posten, wie das Güterloher Centrum für Hochschulentwicklung in einer Studie belegt. Mehr als zwei Drittel sind demnach zufrieden mit ihrer Gesamtsituation.

Die Universität Leipzig will die Zahl der Juniorprofessoren allerdings auch in



An der Leipziger Uni steckt das Juniorprofessor-Modell in der Sackgasse. Nach dem Auslaufen der finanziellen Förderung wurde die begonnene Reform nicht weiter verfolgt. Foto: Marcel Ruge / Montage: Clemens Haug, Andreas Lamm

Zukunft nicht aufstocken. Das Berliner Modell an der Pleiße zu etablieren, kommt für Holländer nicht infrage. „Das halte ich für ausgeschlossen. Wir rutschen jetzt schon wieder in die nächste Kürzungsphase rein und werden ab dem

übernächsten Jahr massiv Stellen abgeben müssen. Ich bin über jede Stelle froh, die wir behalten können.“

➤ Mehr Information zu Juniorprofessoren unter <http://campus.lvz-online.de>

WO DIE HOCHSCHULE GLÜCKLICH IST

„Ich kenne die gesamte Speisekarte auswendig“

Dozenten, Mitarbeiter und Studenten der Leipziger Hochschulen stellen in dieser Campus-Serie ihren Lieblingsort vor. Und erzählen, warum sie gerade diesen Platz mögen.

Als die schlanke Frau mit dem schwarzen gepolsterten Geigenkasten durch die Glastür des Cafés Kowalski kommt, grüßt die Kellnerin gleich mit freundlichem Nicken. Man kennt sich. ViolinProfessorin Carolin Widmann ist oft hier – und das, obwohl sie eigentlich in London wohnt. Das Kowalski liegt im Musikviertel in direkter Nähe zur Hochschule für Musik und Theater, wo Widmann seit vier Jahren unterrichtet.

„Es ist perfekt hier, ich kenne die gesamte Speisekarte auswendig“, schwärmt die Violinistin und überfliegt das rote Büchlein trotzdem noch einmal. „Ich bin viel unterwegs und immer nur ein paar Tage in Leipzig, um zu unterrichten.“ Fürs Frühstück einzukaufen lohne sich da gar nicht. Brot wäre schon wieder hart, wenn sie von Familienwochenenden in England zurückkommt. „Da gehe ich lieber hier frühstücken. Ich weiß, was ich bekomme und wie viel Zeit ich einkalkulieren muss.“ Das sei besonders wichtig, wenn sie nur kurz in der Mit-



Violin-Professorin Carolin Widmann im Café Kowalski.

Foto: Maria Wiesner

tagspause zwischen zwei Geigenstunden zum Essen komme: „Ich verlange die Rechnung und zwei Minuten später kann ich drüben anfangen zu unterrichten.“

Warum ausgerechnet das Kowalski ihr Leipziger Lieblingsplatz ist? „Die Musiker kommen alle hierher, auch wenn es noch andere Cafés in der Nähe gibt. Hier stimmt einfach die Atmosphäre“, sagt die 34-Jährige und blickt durch die Glas-

front auf die Bäume. Im Hintergrund laufen Songs irgendeiner Indie-Rockband. Die Kellnerin wischt rhythmisch den quadratischen Nachbartisch ab. Das Licht der korbumblochten Ballonlampen spiegelt sich auf der hellen Holzplatte. An den anderen Tischen sitzen kaum Gäste. „In London wäre um zehn Uhr längst alles voll“, sagt Widmann und lächelt.

Maria Wiesner